

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 66 (1957)
Heft: 3

Artikel: Zu einer Dichtung von Gertrud von Le Fort
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975649>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jahre später vielleicht ein Edison oder Marconi sein. Ein Junge aber, der unter der Kontrolle und Anleitung seines Vaters in drei Tagen ein tadelloses Telephon herstellt, hat bestenfalls Aussicht, ein gewissenhafter Techniker zu werden, der die Entwürfe jenes Edison oder Marconi dienstbeflissen ausführt.

Je ichhafter der Mensch ist, um so geringer ist seine Anpassungsfähigkeit, Wachstumsfähigkeit und Erlebensfähigkeit, und das heisst, um so mehr gleicht er einem toten Gegenstand, einem Nur-Objekt. Je ichhafter ein Mensch ist, um so reizbarer ist er. Ein sehr reizbarer Mensch verträgt sich aber schlecht mit seiner Umgebung. Er ist leicht beleidigt und meist auch anspruchsvoll oder klageselig. Man meidet ihn, und der Kreis seiner Freunde wird immer kleiner.

Je wirhafter ein Mensch ist, um so weniger kann ihn ein Misserfolg kränken, ein Gelingen stolz machen. Die Feinfühligkeit aber, die Einsicht in das Wesen der Welt und die freie Verfügung über

Mittel und Ziele wächst von Jahr zu Jahr. Das Ich steht im Dienste des Wir.

Aus allen Zusammenhängen erkennen wir, dass die Ichhaftigkeit keineswegs die Privatsache dessen ist, der an ihr leidet, sondern dass sie mit tausend Fasern verflochten ist in das grosse Gewebe der kulturellen Unlebendigkeit, die auf uns allen lastet. Die Wirhaftigkeit kann deshalb nicht mehr nur auf die Selbstentfaltung einer Familie, einer Stadt oder eines Landes beschränkt bleiben. Wirkliche Wirhaftigkeit (Sachlichkeit) ist das Interesse an der Erhaltung und Entfaltung der Menschheit als Ganzes. Die Ichhaftigkeit eines Volkes ist genau so lebenswidrig und darum krankhaft wie die Ichhaftigkeit des Einzelmenschen. Das «Wir», in das wir hineinwachsen müssen, ist das Menschlichkeits-Wir.

Wir müssen indessen erst die Ichhaftigkeit im Einzelmenschen überwinden, ehe wir hoffen können, das Wir der Menschheit zu schaffen.

ZU EINER DICHTUNG VON GERTRUD VON LE FORT

Noch heute sind die bretonischen Lieder süß und traurig. Noch heute ist kein Volk so fromm und kein Volk so abergläubisch wie die Bewohner der sturmunwehten, zerklüfteten Bretagne. Tausend Legenden, Märchen, Sagen und Mythen leben in den rauchgeschwärzten Häusern und Fischerhütten, die Kapellen unzähliger Heiliger trösten von den Klippen, und Brunnen, Wälder und keltisches Opfergestein sind von übernatürlichen Wesen belebt und bevölkert. Uralte heidnische Bräuche und Aberglauben haben sich mit einem kindlich-schlichten christlichen Glauben zu einem dichten mystischen Gewebe verdichtet. Und diese für das bretonische Land so eigentümliche Verflechtung archaisch-heidnischen Gedankenguts mit christlichen Lehren geben der Prosadichtung «Das Gericht des Meeres» von Gertrud von Le Fort (erschieden im Insel-Verlag) den eigenartigen Hintergrund.

Obwohl aus der Dichtung nicht unmittelbar hervorgehend, liegt ihr wohl die folgende geschichtliche Tatsache zugrunde:

Im zehnten und elften Jahrhundert fielen entweder englische Fürsten über französische Fürstentümer her und brachten sie unter ihre Macht, oder die Normandie, deren Herzog unter den andern französischen Herzog- oder Fürstentümern am raschesten an Macht gewann, unterwarf England ihrer Autorität. So brach auch der Normanne Wilhelm der Eroberer nach England auf; am Weihnachtstag des Jahres 1066, nach grosser Metzlung,

wurde er zum König von England gekrönt. Einer seiner Söhne wurde König der Normandie, ein anderer König von England. Nun begann eine jahrhundertlange Bruderfehde zwischen den Königen von England und ihren Verwandten in den französischen Vasallenländern auf französischer Erde. So war es auch Ende des zwölften und anfangs des dreizehnten Jahrhunderts, als der vierte Sohn Heinrichs des Zweiten, Johann, nach dem Tod seiner beiden älteren Brüder Heinrich III und Richard Löwenherz und in Nichtachtung der Nachfolgerechte seines jungen Neffen Artur, des Herzogs von der Bretagne, Sohn des gestorbenen dritten Sohnes Heinrichs des Zweiten, Gottfried von der Bretagne, den englischen Thron bestieg. Als der junge Herzog Artur, damals zwischen vierzehn und fünfzehn Jahre alt, seine Ansprüche auf den englischen Thron geltend machte, fiel König Johann sengend und brennend über die Bretagne und Normandie her, nahm den Neffen gefangen und ermordete ihn kurz darauf in Rouen mit eigener Hand, da sich kein anderer für solch grauenvolle Tat herzugeben bereit fand.

Da Artur Vasalle des Königs Philippe-Auguste von Frankreich war, verlieh diesem die Ermordung des jungen Herzogs auf Frankreichs Erde das Richterrecht. Er erklärte König Johann des Bruches der Lehenstreue und des Verrates schuldig, weil er den Sohn seines älteren Bruders, der als Herzog von der Bretagne Vasall der Krone Frankreichs war, er-

mordet hatte. Alle ihm in Frankreich zu Lehen gegebenen Güter wurden konfisziert, und König Johann musste die Flucht ergreifen. Er schiffte sich mit seiner Frau und dem kleinen Sohn sowie mit dem ganzen Gefolge ein, liess die Segel hissen und die Schiffe gegen Cornwall steuern.

Mit dieser Flucht beginnt die Prosadichtung «Das Gericht des Meeres»:

«Bei der Ueberfahrt der königlichen Schiffe nach Cornwall, als der wütende Sturm, mit dem man anfangs gekämpft hatte, urplötzlich von einer lautlosen Windstille erstickt wurde, erkrankte der kleine Prinz an einer höchst sonderbaren Krankheit — niemand hatte sie bei einem Kinde so zarten Alters beobachtet. Während das Meer tiefer und tiefer in der Betäubung eines bleiernen Schlummers zu versinken schien, wurde dieses arme, kleine Wesen von einer völligen Schlummerlosigkeit ergriffen.»

Die Aerzte waren ratlos, Tag nach Tag verging, und als das Kind fortfuhr, «an seinen übergrossen, überwachen Augen hinzuschwinden», liess die verzweifelte Königin Budoc rufen, einen bretonischen, als Geisel mitgeführten Edelmann, er möge die junge Geisel Anne de Vitré von einem königlichen Geleitschiff holen, damit sie dem Kind das bretonische Schlummerlied singe. Denn mit diesem Lied hatte es eine ganz eigenartige Bewandnis: Wem man den Anfang sang, der schlief ein, wem man es aber zu Ende sang, der wachte nie mehr auf. Die Königin dachte nur an den Anfang des Liedes, als sie Anne de Vitré holen liess, Budoc aber, der vom Mord an seinem jungen Herzog wusste und auf Rache sann, dachte nur ans Ende. Im Nachen, auf dem kurzen Wasserweg zwischen den beiden Schiffen, hauchte Budoc der kaum dem Kindesalter entwachsenen Anne ins Ohr: «Der Herzog ist tot. Der König selbst war sein Mörder, das Meer hat ihn gerichtet, und du . . .»

Anne war von der grauvollen Nachricht noch völlig betäubt, als sie das Zelt des königlichen Schiffes betrat. Trotzdem trug sie nur den Anfang des Liedes im Gemüt, und so blieb ihr kindliches Gesicht hart und unerbittlich, als sie der Königin gegenüberstand. Budoc musste ihr in bretonischer Sprache, von der Königin unverstanden, sehr deutlich sagen, was er, Budoc, mit dem Singen des Liedes verstand: «Anne, sagte er, du hast verstanden, was die Frau Königin meint, aber du hast noch nicht verstanden, was ich meine: du willst dem Kinde das Wiegenlied nicht singen, weil es das Kind des königlichen Mörders ist, allein du kannst ihm gerade deshalb singen . . . Du musst dem Kinde der Frau Königin zu Ende singen! Du kennst den Anfang — Anfang und Ende, Wiege und Woge sind eins. Hast du nun endlich verstanden, dass du — du — du . . .»

Anne hatte jäh verstanden: das Meer hatte geantwortet, das Meer hatte gerichtet, das Meer verlangte dieses Kind — wahrlich, das Meer war gerecht, das Meer war fast wie Gott!

Sie sah die Königin nicht an, sie hielt die Augen nur dem Meere zugewandt. «Ich werde das Wiegenlied singen», sagte sie.

Aber nun hatte auch die Königin verstanden. Sie starrte in Annes junges, einsames Gesicht, «als taste sich ihr Blick an dessen schmerzlicher Lieblichkeit zu dem Antlitz einer Meduse hin. „Aber ich kann ihr nicht vertrauen!“ schrie sie auf. „Seht sie doch nur an — wir haben sie ja alle niemals wirklich angesehen!“»

Die Frauen aus dem Gefolge der Königin beschwichtigten, so dürfe man Anne de Vitré nicht kränken. «Ein Kind töten? Das werde niemand übers Herz bringen.»

Ein Kind töten? Hatte nicht der Vater des kleinen schlummerlosen Kindes, hatte nicht ihr Gatte, König Johann, ein Kind, den jungen bretonischen Herzog, mit eigenen Händen ermordet? «Es ist ja hier wie vor Gericht!» erkennt sie entsetzt. Und hier führt sie die Dichterin in grossartiger Sprache durch alle Qualen der Mitschuld, der Schweigeschuld, an der auch unsere Generation in so tragischer Weise leidet, sie führt sie von Stufe zu Stufe zu Einsicht und Läuterung und erspart ihr nichts. «Nein, es ist kein Irrtum, dass der kleine Prinz nicht schlafen kann,» hauchte die Königin, «und ich weiss ja auch, warum es keiner ist — es gibt nichts Ruchloseres auf Erden, als ein Kind zu ermorden — und wir haben doch ein Kind ermordet. Wenn man zu einem Verbrechen schweigt, so willigt man in dasselbe ein, und ich habe doch dazu geschwiegen — jeder einzelne von uns — der ganze Hof hat es getan: wir haben geschwiegen, dass es zum Himmel schrie. Wir haben gegessen und getrunken, als ob nichts geschehen wäre, wir haben uns geschmückt und geschminkt, wir haben gescherzt und getanzt, ja wir haben sogar geschlafen! Wir haben gut geschlafen, obwohl man hätte meinen sollen, dass zu Rouen kein Mensch mehr hätte schlafen können; allein wir haben es vermocht — warum hätten wir nicht schlafen sollen? Es gab keinen Richter, der uns hätte wecken können — die Richter schliefen auch — sie mussten ja schlafen — man befahl es ihnen doch. Nur mein kleines Kind kann plötzlich nicht mehr schlafen!»

Immer mehr steigerte sie sich in Angst und Selbstvorwürfe, immer härter kämpfte sie um das Leben ihres kleinen Kindes, sie bot ihr eigenes Leben als Sühneopfer dar, «ihr Gesicht verschwand jetzt vollkommen, überwältigt und ausgelöscht von seinem eigenen Urbild — sie war überhaupt nicht mehr sie selbst, sie war nur noch ein Teil der ungeheuren Kräfte aus dem namenlosen Mutterschosse der Natur».

Doch Anne vermochte ihre Sprache nicht zu verstehen. Sie fühlte dunkel, dass die Königin mit ihr um des Kindes Leben kämpfte: ihr junges, herbes Gesicht wurde wiederum ganz unerbittlich. Sie schloss abweisend die Augen.

Jetzt folgt der Höhepunkt der Dichtung: das Entscheidende, die gänzliche Loslösung von der Ich-Verhaftung, die demütig-frauliche Hingabe an die höchsten Kräfte, nun folgt der geheimnisvolle, erschütternd zarte und über allem Irdischen stehende Sieg der reinen, schlichten Liebe über Hass und Rachedurst, in dem Gertrud von Le Fort immer wieder in neuen Dichtungen die Sendung der Frau erblickt:

«Jetzt war Anne gänzlich auf das Lied gesammelt: es war ihr, als vernehme sie von fern die schönen Brunnen ihrer Heimat und die Wälder des Zauberers Merlin und die rauschenden Felsenküsten, wo die Todesfrau den untergehenden Schiffen das Wiegenlied ihrer Mütter ins Ohr raunt. Und nun trat Anne in das grosse dämmrige Gemach von Schloss Reaux ein, leise, wie die längst Verstorbene zuweilen hereintreten, nein, wie die Todesfrau hereingetreten war, als sie an der Wiege Alains lauschen wollte; Anne vernahm wie sie das süsse Schlummerlied ihrer Mutter — ihr Herz begann zu klopfen. Es war ihr, als erwache sie urplötzlich wiederum zu ihrem eignen Leben. Und nun würde sie auch Alain gleich erblicken — ihr junges, herbes Gesicht wurde unsäglich weich.

Die Königin verwandte keinen Blick von ihr. Plötzlich ging es wie ein Aufatmen durch ihre ganze Gestalt, sie ergriff Anne bei den Händen und zog sie dicht an die Wiege heran. Anne fühlte einen schwesterlichen Kuss auf ihren Lippen und hörte ein entauschendes Gewand. Einige Sekunden lang verharnte sie regungslos wie eine Schlummernde, wenn sie sich am Rand der Träume gegen das Erwachen wehrt. Dann begriff sie, dass die Königin sie mit dem Kind allein gelassen hatte — die Stunde war gekommen. Sie wagte nicht, die Augen aufzuschlagen, inbrünstig faltete sie ihre Hände. Nun glich sie wieder ganz dem Bilde einer Betenden. Sie begann zu singen.

Ihre Stimme klang zuerst sehr scheu, sie sang ohne Worte, nur die Töne raunend, diese zärtlich dahinmurmelnenden, immer wieder von vorne beginnenden, bei denen es war, als schaukelten die kleinen Wellen am Ufer einen Nachen. Aber dann tauchten wie von selber aus der Melodie die Worte empor: holde, unschuldige Worte mit kindlichen Reimen — es war Anne, als ob die Mutter sie ihr vorsinge, sie merkte nicht, dass ihre eigene Stimme der Stimme jener völlig gleich geworden war. Anne hatte, seit sie bei den Briten weilte, nie gesungen, sie kannte ihre Stimme nicht mehr, sie glaubte ihrer Mutter Stimme zu vernehmen: jetzt lag sie wieder in dem grossen Truhbett von Schloss Reaux und brauchte nur einzustimmen, wenn die Mutter ihren kleinen Bruder Alain in Schlaf sang.

Sobald Alain schlief, ging die Mutter hinaus, um die alte Magd Enora zu rufen, damit sie bei den Kindern bleibe. Bis Enora kam, war Anne mit

Alain alleine, dann durfte sie eine Weile seine kleine Mutter sein. Alain hatte das nötig, denn er war so winzig — es überkam sie immer wie ein zärtliches Erbarmen, sooft sie ihn anblickte, obgleich doch Alain rosig und gesund war; einem so winzigen Kinde konnte leicht etwas geschehen, Anne durfte ihn nicht aus den Augen lassen, am liebsten hätte sie ihn auf den Arm genommen und an sich gedrückt, aber das hatten ihr die Mutter und Enora verboten; Anne war selber noch so klein, sie hätte Alain fallen lassen können. ‚Aber wenn ich gross bin,‘ hatte Anne gebettelt, ‚darf ich Alain auf den Arm nehmen?‘ — ‚Wenn du gross bist,‘ hatte Enora erwidert, ‚so nimmst du ein Kind auf den Arm, dem du selber das Leben gegeben hast.‘ — Es dauerte oft lange, bis Alain einschlief — Alain war schon als kleines Kind manchmal sehr ungebärdig, man musste immer wieder von neuem zu singen beginnen, unermüdlich, eben wie die kleinen Wellen am Ufer, wenn sie einen Nachen schaukeln —, Anne glaubte die sanften Bewegungen der Wiege zu spüren, die neben ihr auf der Bett-Truhe stand. Aber nun würde es endlich so weit sein, dass man die kleinen kräftigen Atemzüge des Schlafenden vernahm, dieses zarte kindliche Schnaufen, das Anne immer mit so viel Zärtlichkeit erfüllte. Sie hielt mit Singen an und lauschte. Dabei ward sie inne, dass nur sie gesungen hatte; die Mutter musste schon hinausgegangen sein, um Enora zu rufen — sie war mit Alain allein. Wenn sie sich auf ihrem hohen Lager aufrichtete, so konnte sie auf die Bett-Truhe hinabblicken, Alain gerade ins Gesicht, wie er im Schlafe so lieblich dalag, die drallen Fäustchen zu beiden Seiten seines rosigen Gesichts geballt wie in rührender Verkennung seiner Kräfte — Anne hatte darüber lächeln müssen —, es war immer süss gewesen, ihn dann anzublicken und zu wissen, dass man ihn beschütze: Anne öffnete die Augen und beugte sich nieder. Da stand die Wiege dicht vor ihr, weiss wie Schlehdorn, Alain lag darinnen, doch er war nicht rosig, Alain hatte auch die Fäustchen nicht geballt, Alain — o Gott, es war ja gar nicht Alain, es war der kleine schlummerlose Prinz, dessen Leben das Meer verlangte! Anne starrte ihn entsetzt an. Sein winziges Gesicht war weiss wie der Wiegenflor, die Haare klebten feucht vor Angst und Schweiß an seiner Stirne, die Mundwinkel waren von der ausgestandenen Qual verzogen, aber es lag trotz allem etwas Wohligen über sein kleines Gesicht ausgegossen, er atmete kaum hörbar, aber sanft und ruhig, er hatte die Augen geschlossen — er schlummerte: Anne hatte ihn in Schlaf gesungen! Sie fühlte eine seltsame Verwirrung — es überkam sie plötzlich wieder jenes zärtliche Erbarmen wie bei Alains Anblick, sie vergass ganz, wer dieses Kind war, sie sah nur, dass es noch viel winziger und schutzbedürftiger war als jener; je länger sie es ansah, desto rührender erschien es ihr. Sie hätte es auf ihre Arme nehmen mögen, wie sie sich immer gewünscht hatte, mit Alain zu tun — warum tat sie es denn nicht?

Niemand konnte es ihr wehren —, Anne war ja nun gross geworden . . . ‚Wenn du gross bist,‘ hatte Enora gesagt, ‚so nimmst du ein Kind auf den Arm, dem du selber das Leben gegeben hast.‘ — Anne fühlte einen durchdringenden Schmerz, so, als werde sie zum zweiten Male von allen Lieblichkeiten ihrer kargen Heimat fortgerissen, nein, vom Urland ihres tiefsten Wesens — denn sie stand doch hier, um einem Kind den Tod zu geben. Erschauernd blickte sie es an. Es würde nicht lange dauern . . . der kleine Prinz war ja so schwach und elend. Wenn Anne noch ein wenig weiter sang, so würde sein Atem unhörbar werden, und noch ein wenig weiter, so würde er aussetzen, und noch ein wenig weiter, so würde er verstummen, eingelullt und fortgespült von dieser sanften, träumerischen Melodie, die so kindlich war wie der Laut der kleinen Wellen am Ufer, wenn sie einen Nachen schaukeln, und doch der abgründigen Tiefe so nahe wie jene — so nahe, wie der Schlaf dem Tode ist —, so nahe, dass man beide mit demselben Namen rufen konnte.

Das Kind weinte jetzt plötzlich auf — auch Alain hatte manchmal mitten im süssesten Schlummer so ängstlich aufgeweint; man hätte meinen können, dass er den Blick der Todesfrau gespürt, die neben seiner Wiege stand — Anne trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Dabei ward sie inne, dass die Decke von der Wiege halb herabgeglitten war; sie näherte sich wieder und zog sie behutsam hinauf. Indessen weinte das Kind abermals, Anne musste Sorge tragen, dass es nicht erwachte. Und da war es auch bereits geschehen: eine Sekunde lang tauchte ihr Blick in die übergrossen, feierlichen Kinderaugen: es war ihr, als wisse dieses winzige Wesen um sein Schicksal. Sie musste plötzlich an den jungen Herzog ihres Volkes denken: so mochte er im letzten Augenblick den königlichen Mörder angeblickt haben. Erblassend wandte sie sich ab, dem Meere zu — es sah aus, als wolle sie das Bild dort in der Wiege von sich streifen wie vorhin den Schmuck der jungen Königin. Sie faltete abermals die Hände und begann zu singen.

Ihre Stimme war noch viel leiser als zuvor, sie hatte etwas Inbrünstiges und Flehendes bekommen, ja fast etwas Beschwörendes. Sie schien das Meer um seinen Beistand anzurufen, allein sie konnte es beim Singen nicht ansehen, sie musste aufs neue die Augen schliessen: Nun war sie wieder in dem dämmrigen Gemache ihres elterlichen Hauses, aber sie vernahm nicht mehr den süssen Gesang ihrer Mutter, sondern sie vernahm ihre Urmutter Avoise, wie sie in jener Nacht der britischen Besatzung von Schloss Reaux gesungen hatte. Anne war damals wach gewesen, obwohl ihr doch die alte Kindsmagd Enora Wachs in die Ohren gesteckt hatte — alle Bewohner von Schloss Reaux hatten das in jener Nacht tun müssen, um nicht mit den Briten einzuschlafen. Aber Anne hatte das Wachs in ihren Ohren ein wenig gelockert, und jedesmal, wenn

Frau Avoise auf ihrem Gange durch das Schloss an ihrer Tür vorbeigekommen war, hatte sie ihre Stimme einen Augenblick lang vernehmen können: sie war leicht und licht gewesen wie die Silberhaare auf dem Haupte der Greisin, es schien unbegreiflich, dass diese leichte, lichte Stimme viele, viele starke Männer überwältigen konnte. — Gegen Morgen hatte Enora die Tür ein wenig aufgemacht, Anne hatte durch den schmalen Spalt im fahlen Licht der Frühe die nackten Arme der Männer erblickt, die mit entblössten Schwertern hinter Frau Avoise hergeschlichen waren, um zustossen zu können, wenn etwa doch noch einer der Briten von seinem Lager auftaumeln sollte — aber es war keiner aufgetaumelt. Die Männer hatten eine wilde, trübe Freude im Gesicht getragen, als ob sie den Siegesjubel nur mühsam verhielten, aber das Gesicht der Frau Avoise war ohne Siegesjubel gewesen, still, geheimnisvoll und klar, trotzdem war es Anne viel schauerlicher vorgekommen als jene; sie hatte damals nicht gewusst, warum, aber jetzt wusste sie es, denn eine Frau kann sich doch nicht zum Werkzeug des Todes hergeben — eine Frau ist doch dazu da, um das Leben zu schenken! Sie fühlte, wie sich aus allen Tiefen ihrer Natur und aus allen Quellen ihres Geblüts ein weiches und zartes, aber zugleich sehr starkes Verlangen erhob, ein gewaltiges, ja geradezu unüberwindliches Verlangen. Sie wich zitternd davor zurück, immer weiter von der Wiege fort der Oeffnung des Zeltes zu, so dass sie den Salzgeschmack der See auf ihren Lippen spürte; aber je näher sie zu der Brüstung des Schiffes kam, desto unentrinnbarer wuchs dies Verlangen. Es war ihr, als leuchte das Meer durch ihre geschlossenen Augen hindurch in ihr Inneres hinab, es wurde so durchsichtig hell darinnen wie vorhin unter dem Zelt, als die Königin ihr Schuldbekentnis abgelegt hatte — sie konnte sich bis in die letzte Falte ihres Seins erkennen: Anne vermochte plötzlich nicht mehr weiter zu singen. Es war, als habe nun das Meer auch sie vor sein Gericht gezogen. — Sie wollte niederknien und sein Erbarmen anflehen, aber sie konnte selbst das nicht mehr, vor Todesangst um das Kind — sie konnte sich nur noch in ihr eigenes Erbarmen, sie konnte sich nur noch an die Wiege retten.

Das Kind lag beklemmend still da — jetzt musste Anne es wirklich in die Arme nehmen, um sich seines Lebens zu versichern. Sie tat es zitternd: es war leicht wie ein Neugeborenes — Anne hatte nie ein kleines Kind im Arm getragen —, erschauernd spürte sie die Wärme seines winzigen Körpers an dem ihren: es atmete, es schlief, nur tiefer als zuvor! Anne fühlte eine Seligkeit, als sei sie selbst aus Todesnot genesen. ‚So muss es sein,‘ dachte sie, ‚wenn man einem Kinde das Leben gegeben hat — so muss es sein.‘ Dabei fielen ihr wieder Enoras Worte ein, aber jetzt war der Erinnerung eine unbekanntes Süsse beigemischt. ‚Ich habe ihm das Leben gegeben,‘ — dachte sie, ‚ich habe ihm das

Leben gegeben — es schläft, es ist gesund, es ist gerettet.' — Es kam sie ein so tiefer Friede an, als habe sie den Sinn ihres eigenen Lebens erfüllt, sie musste immerfort die Worte wiederholen: ‚Ich habe ihm das Leben gegeben — ich habe ihm das Leben gegeben, — es war, als ob sie alles andere vergessen hätte und mit dem Kinde ganz allein auf Erden wäre.

Aber schon wurde sie mit jäh geschärften Sinnen inne, dass sie es nicht war — ganz unvermittelt musste sie an Budoc denken. Und da sah sie ihn auch wirklich aus dem Hintergrund des Zeltes tauchen. Er sprach kein Wort, er blickte sie nur an, als habe er sie die ganze Zeit über nicht aus den Augen gelassen. Sie wollte fragen: ‚Was willst du von mir?‘ Allein sie wusste es ja — wieder blickte sie durch seine Augen in den Abgrund einer wilden wandellosen Treue. Diese Augen fragten sie: ‚Wirst du zu Ende singen?‘

Sie schüttelte stumm das Haupt und drückte das Kind an sich. Budocs dunkles Gesicht wurde vor Schmerz und zorniger Enttäuschung bleich. Er trat dicht an sie heran, so dass sie seinen Atem an ihrem Gesicht spürte. ‚Anne,‘ flüsterte er ‚du weisst, an der Wiege aller, die im Meere ertrinken, steht die Todesfrau — du warst noch ein Kind, als sie zu deinem kleinen Bruder Alain kam — bist du wirklich sicher, dass sie nur um seinetwillen lauschte?‘ Es war eine verhaltene Drohung in seinen Worten — Anne verstand sie augenblicklich. Sie sah seine nackten Arme, die sie vorhin aus dem Boot gehoben hatten, als sie nicht gewusst, wollte er sie wie einen Jubelschrei der Rache emporschleudern oder ins Meer werfen. Allein sie spürte sonderbarerweise keine Furcht — ihr war, als habe Budoc über

sie nicht die geringste Macht; sie lächelte —, sie glaubte plötzlich nicht mehr an die Todesfrau.

Er sah sie unbeweglich an, sie fühlte, dass er sie zum letzten Male fragte: ‚Wirst du zu Ende singen?‘ Wieder schüttelte sie stumm das Haupt und drückte das Kind an sich. Er wurde noch um einen Schein blässer — nie hätte Anne geglaubt, dass sein dunkles Gesicht so tief erblassen könne. Langsam wandte er sich zum Ausgang des Zeltes und liess das hochgebundene Segeltuch herabfallen. Nun war es fast lichtlos um sie beide. Anne konnte Budocs Gestalt nicht mehr erkennen, aber sie spürte jetzt die Nähe seiner nackten Arme wie etwas Schreckliches — sie musste plötzlich an die Männer denken, die hinter Frau Avoise hergeschlichen waren. Blitzartig durchzuckte sie die Gewissheit: seine Arme suchten das Kind! Sie stiess einen leichten Schrei aus, riss den Vorhang zurück und stürzte, das Kind fest an sich gepresst, an Deck. Im nächsten Augenblick war sie von den Frauen der Königin umringt.»

Das Kind schlief, der kleine Prinz war gerettet. Anne aber wusste, dass sie nun selbst vor dem Gerichte stand. Sie fühlte, dass sie vor dem Meere schuldig war, allein sie fühlte keine Reue. «Es war ihr, als sei sie einem andern Richter unterworfen, allmächtig wie das Meer, heilig wie das Meer, aber nicht nur gerecht wie jenes, sondern auch erbarmend wie ihr eignes Herz — es war ihr, als sei Gott hinfort Mensch geworden.»

Als Budoc wenig später die junge Anne de Vitré «wie einen Jubelschrei der Rache» ins Meer schleuderte, hatte er schon vorher jede Macht über sie verloren.

SPRÜCHE ÜBER KINDER

In den Kindern wird nicht bloss das Vergangene wiedergeboren, sondern es kommt mit ihnen das Uranfängliche, das das wahre Künftige ist, zur Welt. Ob wir auf seidene Kissen oder auf Stroh in dieses Leben fallen: ein jeder Mensch ist ein neues Gottes-, Welt- und Menschengerecht.

Stehr.

*

Kinder sind Rätsel von Gott und schwerer als alle zu lösen; aber der Liebe gelingt's, wenn sie sich selber bezingt.

Hebbel.

*

Hauptsache ist, dass man das Kind auf eigenen Beinen stehen, mit eigenen Augen sehen lasse, auf dass es selbständig bleibe. Wirklich und wahr!

Goethe.

*

Die wenigsten Erwachsenen haben eine Ahnung von der beseligenden Zucht, die die Kinder auf sie ausüben, und dass die Welt längst in der Enge nützlicher Klugheit, vorsorgender Furcht und ängstlicher Vertrauenslosigkeit erstickt wäre, wenn nicht die Seelen der Unmündigen immer wieder auf der Erde das Reich göttlicher Weiten sähen und die Menschen durch alle Wände der Welt in himmlische Luft führten.

Stehr.